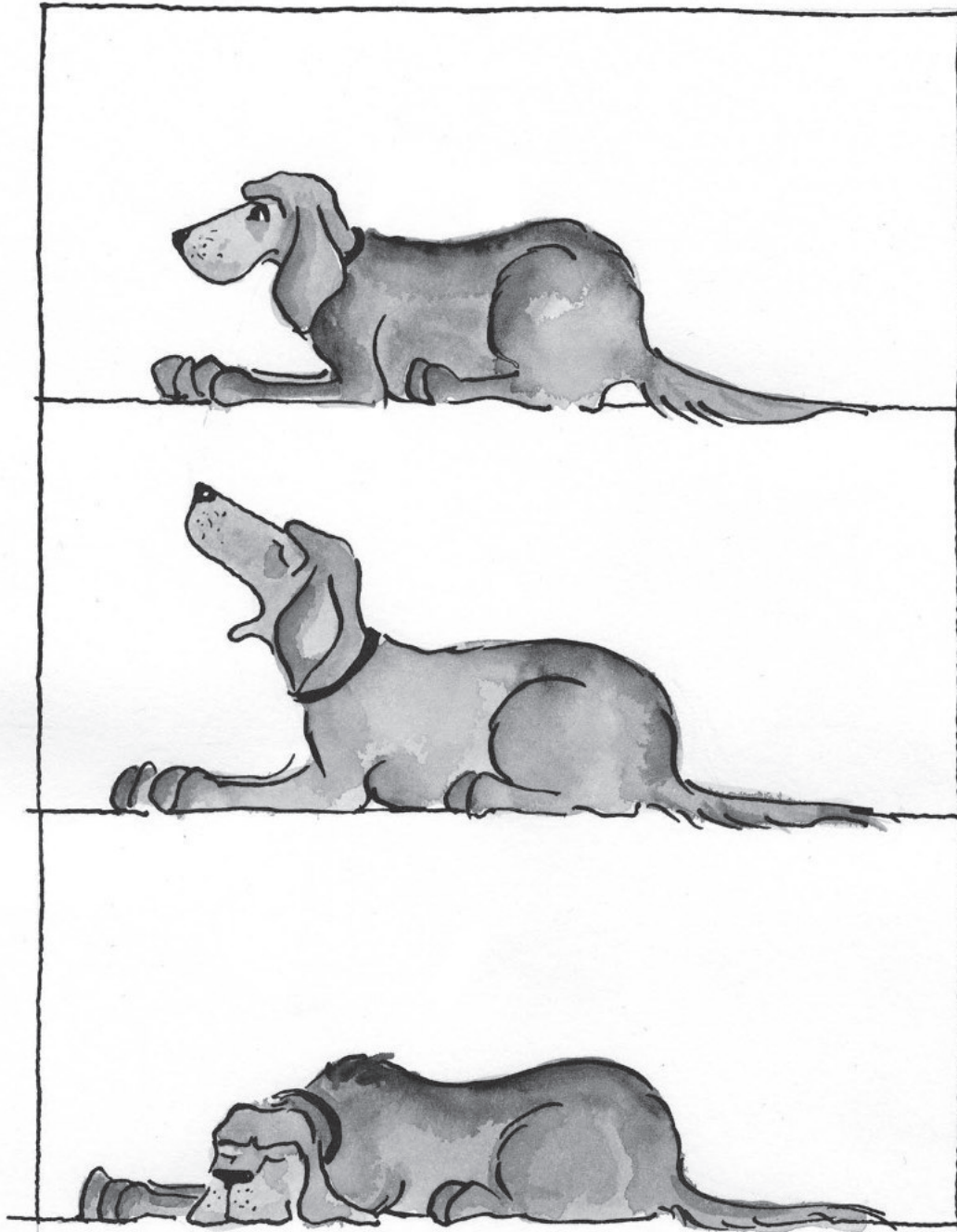


Inhaltsverzeichnis

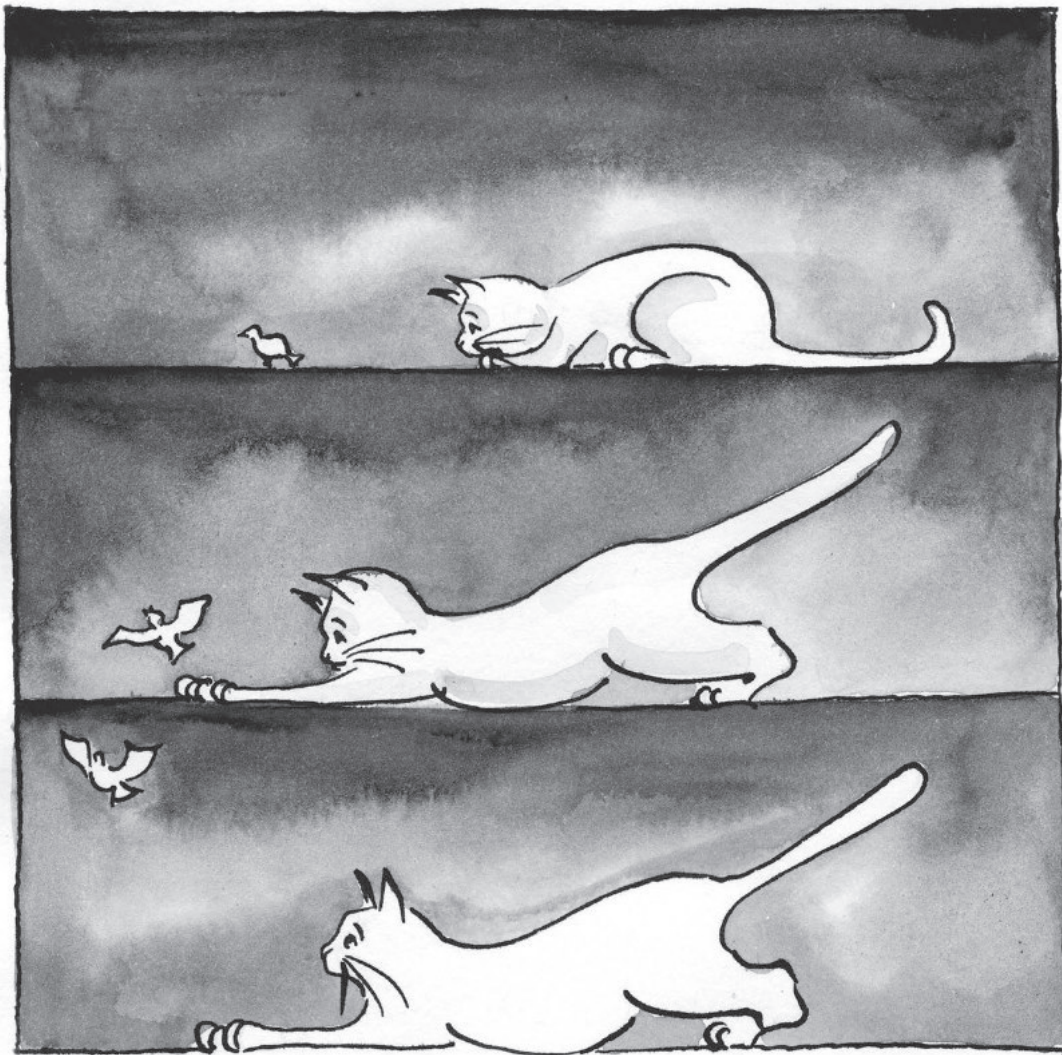
Für alle, die es noch nicht wissen	1
Alle haben alle Hände voll zu tun	7
Jede Menge Ärger	18
Jetzt schlägt's dreizehn	31
Von Kindern, Vätern und Müttern	44
Gucki, gucki, schau schau	57
Die Liebe greift um sich	70
Allerhand Verrückte	81
Undank ist der Welt Lohn	96
Kitsch pur	108
Prost Mahlzeit!	118
Der erste Maushund der Welt	132
Eine Laune der Natur	144
Zwei Schlangen und kein Kaninchen	157
Wer zuletzt lacht	169
Einiges wird klargestellt	183
Typisch Hund	198
Versteck spielen, aber richtig	211
Fledermäuse und andere Alpträume	226
Jede Menge Latein	238
Manche Probleme lösen sich von selbst	253
Erinnerungslücken mit fatalen Folgen	269
Eins zu Null für die Tiere	283
Es lebe der heilige Christophorus	301
Heimlichkeiten	318

Für alle, die es noch nicht wissen:

das ist Abélard...



...und das ist Héloïse:



Diese Namen kommen aus Frankreich, und darum spricht man Abélard wie »Abela« und Héloïse wie »Elois« aus. Abélard ist ein großer, zotteliger Wolfshund, Héloïse eine zierliche, weiße Katze, und die beiden leben in einer Zeit, die wir heute »das Mittelalter« nennen.

Irgendwann gab es da mal einen schlaunen Menschen, der hat gesagt: »Die Zeit mit den alten Ägyptern, den Griechen, Römern und noch ein paar alten Völkern nenne ich Altertum. Die Zeit, in der ich lebe, die soll Neuzeit heißen.« Da blieb nun aber noch eine Zeitspanne übrig,

nämlich die zwischen den Ägyptern, Griechen, Römern und anderen alten Völkern und der heutigen Zeit. Und weil diese Zeit eben mitten zwischen diesem Altertum und der Neuzeit lag, da nannte er sie »Mittelalter«.

Das ist vielleicht nicht so geistreich, findet ihr? Damit müsst ihr euch abfinden, Abélard und Héloïse leben nun mal im Mittelalter, punktum.

Héloïse ist ziemlich kapriziös, das bedeutet, sie ist eine richtige Katzen-Dame: Sie ist sehr schlau, was sie auch genau weiß, und darum ist sie manchmal auch ein bisschen eingebildet. Abélard ist sehr gutmütig, er streitet nicht gerne mit Héloïse, denn sie behält eigentlich immer das letzte Wort und hat spitze Krallen. Das Herrchen von Abélard und Héloïse ist der Mönch Pater Dankmar. Allerdings würde Héloïse nie zugeben, dass sie Pater Dankmar gehört. Sie tut so, als wäre es allein ihre Entscheidung, ob sie bei Pater Dankmar bleibt oder nicht. Katzen brauchen das, sie müssen das Gefühl haben, frei und unabhängig zu sein, das weiß Abélard. Er versteht das zwar nicht, denn er gehört sehr gerne Pater Dankmar, aber bei Katzen gibt es viel, was man als Hund nicht so verstehen kann. Abélard und Héloïse haben zwar französische Namen, aber sie sind in Deutschland geboren und leben auch da. Auch Pater Dankmar ist kein Franzose, trotzdem hat er seinen Hund Abélard und seine Katze Héloïse genannt. Das liegt daran, dass Pater Dankmar ein sehr gebildeter Mönch ist, der sehr viele Bücher gelesen hat.

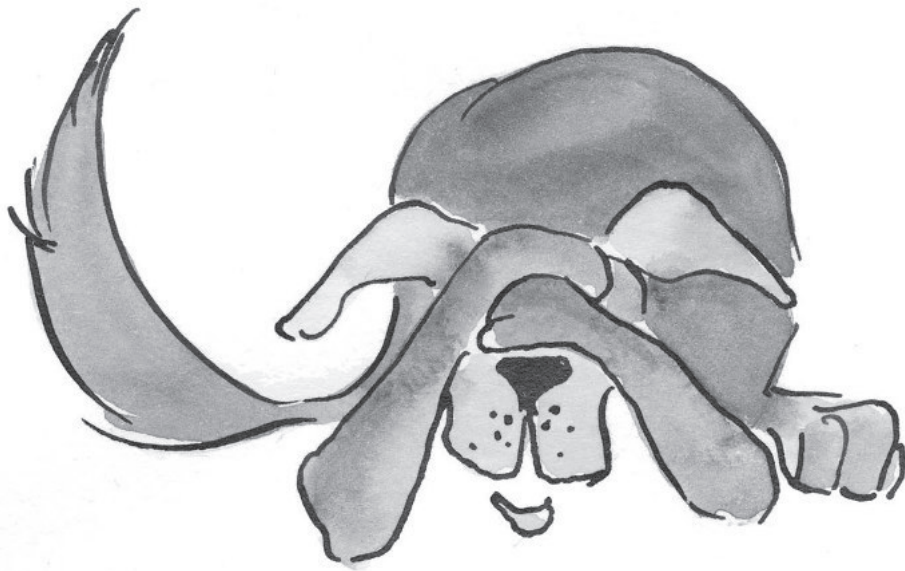
Darum kennt er auch zwölf Briefe, die sich zwei ganz berühmte Leute im Mittelalter geschrieben haben. Diese zwei hießen Abélard und Héloïse, und sie haben sich sehr lieb gehabt.

Allerdings war Abélard ein bekannter Professor für Theologie in Paris, das heißt, er hat den Menschen beigebracht, wie das mit dem lieben Gott so ist und der Bibel und was man glauben soll und darf und was man glauben muss. Deswegen konnte er Héloïse auch nicht einfach heiraten, berühmte Theologen wie er blieben damals ledig. Also haben sich die beiden heimlich geliebt. Das ging eine Weile gut, aber dann erwartete Héloïse ein Kind. Abélard heiratete sie dann doch, aber ohne großes Fest, und es wurde mit ihrer Familie abgemacht, dass niemand darüber redet. Der Onkel von Héloïse hat sich aber nicht an die Abmachung gehalten und überall herumerzählt, dass seine Nichte mit dem berühmten Abélard verheiratet ist. Das war ziemlich peinlich für Abélard - seine Schüler und die anderen Professoren fanden es nicht gut, dass er eine Frau hatte. Alle haben darüber geredet, Skandal nennt man so etwas. Abélard hat Héloïse daraufhin in ein Kloster in der Nähe von Paris gebracht, nur so, bis sich alle wieder abgeregt hatten, aber der Onkel von Héloïse glaubte, Abélard wolle seine Nichte zwingen, Nonne zu werden, und darum hat er sich ganz furchtbar an Abélard gerächt: Er hat ihm seine Manneskraft geraubt, so sagt man vornehm, was soviel bedeutet wie: Er hat den armen Abélard kastriert.

Pater Dankmar hat ihre Briefe gelesen, und irgendwie fand er es passend, seinen Hund und seine Katze wie dieses berühmte Liebespaar zu nennen. Zwei Liebende, die nicht zueinander finden können, weil widrige Umstände es verhindern. Irgendwie, fand er, trifft das auch auf seinen Hund und seine Katze zu: Sie mögen sich im Grunde ihres Herzens wirklich sehr, aber weil eben die Katze Kat-

ze ist und der Hund Hund, also wegen ihrer Natur, können sie nicht wirklich friedlich miteinander leben.

Und nachdem nun alle wissen, dass Abélard Abélard und Héloïse Héloïse ist, kann es auch losgehen mit der Geschichte...





Alle haben alle Hände voll zu tun

»So soll es nun also geschehen«, Bruder Berthold, der ehrwürdige Abt des Klosters, legte vorsichtig ein rotes Samtkissen neben die längliche Holzkiste auf den freigeräumten Tisch der Bibliothek. Die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fielen, ließen die goldene Stickerei auf dem Kissen aufblitzen. Die einzelnen Knochen der skellettierten Hand, die inmitten der goldenen Strahlen lag, waren durch Draht kunstvoll miteinander verbunden.

»Bruder Dankmar«, sprach der Abt und betonte dabei feierlich jedes Wort, »waltet nun eures Amtes und führt zusammen, was zusammen gehört.«

Héloïse, die beleidigt in einer Ecke gesessen hatte, fand es an der Zeit, sich ins Gedächtnis der Menschen zu bringen. Tänzeln lief sie zum Fenster. Sie fixierte den höchsten Punkt des Pergamentstapels, der auf dem Fenstersims aufgehäuft worden war. Sie duckte sich und schnellte dann mit einem eleganten Sprung hinauf. Sie hätte ohne weiteres sicher auf den Papieren landen können, eine Kleinigkeit für eine so geschickte Katze wie sie, doch absichtlich richtete sie ihre Landung so ein, dass die Stapel ins Wanken kamen. Zufrieden blickte sie den herabflatternden Blättern nach.

»Héloïse! Wie kannst du nur!«, Pater Dankmar, der gerade damit begonnen hatte, die Holzkiste zu öffnen, ließ die Zange auf den Tisch fallen und eilte herbei. »Als ob du

nicht wüsstest, dass du dich von meinen Papieren fern zu halten hast«, schimpfte er, während er sich bückte und die verstreuten Papiere aufsammelte und sorgfältig hier und da eine umgebogene Ecke zurechtknickte.

Héloïse kniff die Augen zu Schlitzeln zusammen, und als Pater Dankmar versuchte, sie zu verscheuchen, hob sie warnend die Tatze und fauchte. Menschen waren doch die dümmsten Lebewesen der Erde. Sie würde sich mit Vergnügen von Pater Dankmars Papieren fernhalten, gar kein Problem, obgleich sie nie verstehen würde, weshalb Menschen das herrlich raschelnde Papier nicht dazu nutzten, um es zu zerfetzen und sich darauf zu räkeln. Sie würde sich fernhalten, so wie sie es immer tat, denn sie respektierte, dass die Papiere Pater Dankmar gehörten, sie hatte schließlich Stil und Anstand als Katze. Doch der Platz am Fenster war ihr Platz. Hier verbrachte sie die meiste Zeit des Tages. Sie schaute hinaus, döste, schlief, beobachtete die Menschen in der Bibliothek, ganz wie es ihr behagte. Dies war ihr persönliches Reich innerhalb der Bibliothek, und es war gelinde gesagt eine Unverschämtheit, wie Pater Dankmar sie vorhin, als man die merkwürdige Holzkiste hereingetragen hatte, aus ihrem mittäglichen Schlummer gerissen hatte und ihr einen Papierstapel nach dem anderen vor die Nase gesetzt hatte. Zu guter Letzt hatte Pater Dankmar sie unsanft am Genick gepackt und auf den Boden befördert, nur um all die Papierstapel vom großen Tisch der Bibliothek auf dem Fenstersims, ihrem Fenstersims, aufzuhäufen. So konnte man nicht mit ihr umgehen, nicht mit ihr! Diese Stapel befanden sich auf ihrem persönlichen Platz, sie hatten dort nichts zu suchen, und soweit käme es noch, dass sie sich

von ihrem eigenen Platz fernzuhalten hatte, dachte Héloïse und unterstrich diese Gedanken mit einem erneuten Fauchen.

»Bruder Dankmar, so lasst doch das Katzenvieh, wir haben wahrlich Wichtigeres und Größeres zu tun!« Der Abt nahm Pater Dankmar den Papierstapel aus der Hand und legte ihn achtlos auf einem der Schreibpulte ab, wo die oberen Blätter sofort erneut ins Rutschen kamen und zu Boden rieselten. Widerwillig, mit einem unglücklichen Blick auf die am Boden liegenden Blätter, wandte sich Pater Dankmar wieder der Holzkiste zu. Seufzend nahm er die Zange und machte sich wieder daran, die Nägel aus dem Kistendeckel zu ziehen.

Héloïse überlegte kurz, ob sie die restlichen Papiere noch auf den Boden befördern sollte, zog es dann aber vor, sich mit dem Erfolg des wiedereroberten Fenstersims zufrieden zu geben und statt dessen die erstklassige Gelegenheit zu nutzen, sich am knisternden Geräusch des Pergaments zu erfreuen. So setzte sich Héloïse in Positur, ringelte ihren Schwanz um sich und spreizte genussvoll die Tatzen. Sie schnurrte voll Wohlbehagen und beobachtete, wie Pater Dankmar einen Nagel nach dem anderen aus der langen Kiste zog.

Der Abt umkreiste immerzu den Tisch und ließ die Holzkiste keine Sekunde aus den Augen.

Höchst merkwürdig, was sich da abspielte, befand Héloïse, doch Menschen verhielten sich im Allgemeinen sehr merkwürdig.

Pater Dankmar, der alle Nägel entfernt hatte, setzte das Stemmeisen an. »Einen Moment!«, rief der Abt. »Bruder, einen Moment der Andacht!« Ehrfurchtsvoll strich er über

einen roten Fleck am Rande der Kiste. »Das päpstliche Siegel, seht zu, Bruder, dass Ihr es nicht zerstört.«

»Wenn ich die Kiste öffne, wird das Siegel zerstört«, sagte Pater Dankmar und fuhr dann lächelnd fort: »Oder wir beten zum heiligen Christophorus, auf dass er der Kiste von selbst entsteigt, ohne das Siegel zu verletzen. Das wäre sicherlich das Beste, denn dann wäre zugleich die Echtheit seiner Knochen zweifelsfrei erwiesen.«

»Versündigt Euch nicht, Bruder!« Ärgerlich blickte der Abt auf Pater Dankmar. »Die Echtheit der Gebeine des heiligen Christophorus steht außer Frage. Mit seinem Siegel garantiert Papst Sixtus selbst dafür, und diese Urkunde berichtet, wie die Gebeine unseres Klosterpatrons in seinen Besitz gelangten.« Der Abt hielt Pater Dankmar ein gefaltetes Pergament hin, auf dem ebenfalls das päpstliche Siegel zu sehen war. Aufgeregt entfaltete er es.

»...übergab dem Heiligen Vater ein uns namentlich bekannter Kaufmann reuig die Gebeine des heiligen Christophorus, die er, auf einer Reise, damals noch ein Ungläubiger, aus einer kleinen verlassenen Kapelle entwendet hatte, um sie in seiner Heimat gewinnbringend zu verkaufen«, las der Abt vor. »Auf der Rückfahrt erschien dem Kaufmann der Heilige inmitten eines tosenden Sturmes und nahm ihm den Schwur ab, im Falle seines Überlebens die Gebeine in den Schoß der heiligen Mutter Kirche zurückzugeben. Der Kaufmann, heute ein getaufter Christ, brachte die Knochen höchst selbst nach Rom und übergab sie dem Heiligen Vater.« Der Abt faltete das Pergament wieder zusammen und steckte es sorgfältig in seine Kutte.

»So wendet der Heilige Vater in seiner Weisheit selbst einen Diebstahl zum Guten«, sagte Pater Dankmar, und

Héloïse kannte den Unterton, mit dem der Pater dies sprach, sehr genau. Ironie nannten es die Menschen, was soviel bedeutete, dass sie etwas sagten, was sie gar nicht so meinten. Héloïse genoss den wohligen Schauer, der ihr durch den Körper fuhr, wenn sie das Pergament unter ihren Vorderpfoten rascheln hörte. Kein Tier der Welt brauchte Ironie, das war wieder so etwas typisch Menschliches. Dinge zu sagen, die man gar nicht so meinte, das war völlig nutzlos. Doch die Menschen waren sogar noch irgendwie stolz darauf, so zu reden. Sie behaupteten, das wäre ein rhetorisches Stilmittel, sie hielten es für kunstvoll und sich selbst, da sie diese Kunst beherrschten, für sehr schlau. Aber Menschen hielten sich ja grundsätzlich für sehr schlau. Héloïse war der Ansicht, dass sie deshalb ihre Schlaueheit, die sie Intelligenz nannten, so wichtig nahmen, weil sie ja sonst nichts hatten: ihre Augen waren furchtbar schlecht, ihre Ohren wenig besser. Sie konnten Dinge gerade einmal riechen, wenn sie direkt vor ihrer Nase waren, sie waren langsam und schlechte Springer. Was blieb ihnen also anderes, als sich für besonders ge-scheit zu halten?

»Diebstahl, ihr wisst genau, dass es kein Diebstahl war«, sagte der Abt. »Dem heiligen Christophorus gefiel es nicht mehr an dem Ort, an dem seine Gebeine waren. Der Kaufmann war lediglich das Mittel seines Willens.«

»Na, dann hoffen wir, dass es ihm hier besser gefällt«, murmelte Pater Dankmar und stemmte den Deckel der Holzkiste auf. Héloïse reckte den Hals, um besser sehen zu können. In der Kiste lag ein mumifiziertes Skelett, das ein zerschissenes, grobgewebtes Gewand trug.

»Die Gebeine des heiligen Christophorus!« Der Abt be-

kreuzigte sich und kniete nieder. »Auf was wartet ihr, Bruder?«, fragte er und blickte missbilligend zu Pater Dankmar auf, der bewegungslos dastand und in die Holzkiste blickte. »Ihr sollt die Hand unseres Patrons, die seit Gründung unseres Kloster in unserem Besitz ist, am Skelett befestigen, auf dass der Heilige wieder vollständig ist«, sagte er und deutete auf das rote Samtkissen, auf dem die skelettierte Hand lag. Er senkte den Kopf und begann mit monotoner Stimme ein Gebet zu murmeln.

Pater Dankmar wendete seinen Blick langsam dem Abt zu. Seine Mundwinkel zuckten, er versuchte, sein Lächeln zu unterdrücken. »Ein Wunder, es ist ein Wunder geschehen«, sagte er. »Der heilige Christophorus hat sich selbst vervollständigt.«

»Der Heilige hat was?«, verständnislos schaute der Abt zu Pater Dankmar auf.

»Er hat sich selbst vervollständigt«, erklärte Pater Dankmar. »Seht selbst, ehrwürdiger Bruder, der Heilige hat bereits zwei Hände.«

Der Abt stemmte sich vom Boden auf und beugte sich über die Kiste. »Der heilige Christophorus hat bereits zwei Hände«, seine Stimme zitterte. Ungläubig starrte er von der Kiste zu dem Samtkissen und wieder zurück.

»Er hat sogar drei Hände!« Héloïse kicherte in sich hinein.

»Drei Hände sind eine Hand zu viel!«, der Abt war blass geworden und ließ sich auf einen Stuhl fallen, der unter seinem Gewicht knarrte.

»Ja; ein Wunder!«, sagte Pater Dankmar süffisant.

»Nein, kein Wunder, eine Katastrophe!«, unterbrach ihn der Abt. »In ein paar Wochen soll der vollständige heilige Christophorus im Beisein von kirchlichen und weltlichen

Würdenträgern in unserer Kirche feierlich aufgebahrt werden. Die Einladungen sind überbracht, alles ist genau geplant, und nun dies. Entsetzlich!«, hauchte er, »Ein Heiliger mit drei Händen!«

»Besser eine zuviel als eine zu wenig«, schnurrte Héloïse. Der Abt fuhr sich über die Stirn, auf der Schweißtropfen standen. Er sprang vom Stuhl auf und begann, hektisch in der Bibliothek auf und abzugehen. »Bruder, was soll nun werden?«, fragte er. Er trat zu der Holzkiste und hob prüfend zuerst den rechten Arm des Skelettes auf, dann den linken. »Die Knochen sind mit Gewebe fest verbunden«, murmelte er. »Diese Hände gehören zweifelsfrei zu diesem Leichnam. Entweder handelt es sich bei diesem Leichnam nicht um die Überreste des heiligen Christophorus...«

»Aber für die Echtheit garantieren doch das päpstliche Siegel und die Urkunde, das habt Ihr doch selbst gesagt, ehrwürdiger Bruder«, unterbrach ihn Pater Dankmar, er konnte sein triumphierendes Lächeln kaum mehr verbergen.

»Oder unser Orden und mit ihm alle Gläubigen dieser Gemeinde und alle Pilger, die dieses Kloster seit seines Bestehens aufgesucht haben, beten nicht die Hand des heiligen Christophorus an...!«, dem Abt brach die Stimme, entsetzt blickte er auf das Samtkissen mit der Hand.

»Wir könnten den Heiligen Vater um Rat fragen«, sagte Pater Dankmar »In seiner Weisheit weiß seine Heiligkeit gewiss...«

»Niemand darf davon erfahren!«, wild entschlossen blickte der Abt Pater Dankmar an. »Es gäbe einen Skandal, Bruder, bedenkt doch die Folgen! Es ist bereits viel

Geld in die Feierlichkeit investiert. Wenn nun Zweifel an der Echtheit aufkämen, die Folgen eines solchen Skandals wären für unser Kloster, ja für die ganze Stadt nicht absehbar. Bedenkt doch die ausbleibenden Pilger und Schenkungen, schlecht besuchte Markttage am Fest des Heiligen! Wir stehen in der Pflicht für unser Kloster, für diese Stadt!«, ereiferte er sich. »Seine Heiligkeit Papst Sixtus irrt niemals. Folglich ist unsere Hand die Hand von wer weiß wem, aber nicht die unseres Klosterpatrons.« Der Abt griff sich das Kissen mit der Hand. »Wir müssen diese Hand verschwinden lassen!«, er senkte seine Stimme verschwörerisch. »Wir werden so tun, als hättet Ihr die Hand mit dem Skelett verbunden. Ich verpflichte Euch zu ewigem Stillschweigen, Bruder Dankmar. Wenn diese Hand erst einmal verschwunden ist, wird niemals jemand davon erfahren, dass es drei Hände gegeben hat! Andererseits«, der Abt starrte plötzlich zweifelnd auf die Skeletthand. »Wenn dies nicht die Hand des heiligen Christophorus ist, so ist es vielleicht die Hand eines anderen Heiligen. Gott im Himmel, schenke uns deinen Rat, erleuchte uns mit deiner Weisheit! Wir können die Hand nicht behalten und wir können sie nicht beseitigen!«

»Knochen sind doch Knochen«, maunzte Héloïse, »wie sollte jemand wissen, zu wem sie gehören?«

Als hätte der Abt gehört, was Héloïse gesagt hatte, blickte er nachdenklich auf das Kissen. »Hier ist der Name des Heiligen eingestickt«, sagte er wie zu sich selbst. Mit einem Ruck riss er die Skeletthand herunter und schob das Kissen unter seine Kutte. Entschlossen ging er zu einem Regal an der Längsseite der Bibliothek, wo die unterschiedlichsten Reliquien verschiedener Heiliger, die

seit Bestehen des Klosters gesammelt worden waren, lagerten. Er legte die Hand weit unten in das Regal neben zwei Schädel und ein Stück vom Kreuz Christi. Er trat ein paar Schritte zurück. »Knochen sind Knochen. Wer will nun sagen, von welchem Heiligen sie stammen!«, sagte er triumphierend.

»Pater Dankmar! Pater Dankmar!«, die Türe zur Bibliothek wurde aufgerissen. Benedikt, ein junger Novize, stürmte herein. »Pater Dankmar, kommt schnell!«, keuchte er. »Euer Hund, Abélard!«, Benedikt rang nach Luft. »Vom Teufel besessen, kommt schnell!«

Pater Dankmar packte den jungen Novizen an den Schultern. »Ganz ruhig, was ist mit Abélard?«, fragte er.

»Da unten ist ein Mann, Abélard hat ihn gebissen!«, antwortete Benedikt und verneigte sich vor dem Abt, den er erst jetzt bemerkte.

»Gebissen? Abélard? Abélard beißt nicht, er ist der friedlichste Hund auf Gottes Erden! Führ mich zu diesem Mann!«, Pater Dankmar drängte den jungen Novizen zur Türe hinaus.

»Denkt an euer Stillschweigen, Bruder!«, rief der Abt und folgte beiden eilig.

»Da haben jetzt alle alle Hände voll zu tun«, dachte Héloïse. Was mochte Abélard wohl ausgefressen haben? Ihr konnte es nur recht sein. Je größer Abélards Vergehen war, desto geringer würde Pater Dankmars Donnerwetter für sie selbst ausfallen, dachte sie und betrachtete nachdenklich das Pergament unter ihren Pfoten, das deutliche Risse und Kratzspuren aufwies.

Achtung – nur für lernwillige Leser, alle anderen blättern weiter zum nächsten Kapitel.

»Abélard und Héloïse und diu hôhe minne« - als mein Verleger den Titel für diesen zweiten Band gelesen hat, da hat er die Augenbrauen weit nach oben gezogen, mich unter seiner eleganten randlosen Brille hervor von unten angeschaut und gesagt: »Frau Haider, Sie sind ein Sturkopf!«

Ich habe einfach mal abgewartet, denn ich hatte so ein Gefühl, dass das noch nicht alles war, was er mir sagen wollte, und tatsächlich, er fuhr fort: »Schon beim ersten Band habe ich Ihnen versucht zu erklären, dass ›Abélard‹ und ›Héloïse‹ als Namen für Ihre Viecher aus Verlagssicht eine Katastrophe sind. Striche und Pünktchen über den Namen, das liest sich nicht gut, das wollen unsere Leser nicht, das verwirrt sie. Was habe ich an Sie hingeredet von wegen, nennen Sie die Tiere anders oder lassen Sie wenigstens die Striche und Punkte weg. Aber nein, Sie bestanden darauf: Abélard und Héloïse, so und nicht anders, punktum.« Ich versuchte meinen Ärger über das Wort »Viecher« herunterzuschlucken, und damit war ich erst einmal ziemlich beschäftigt, was ihm die Gelegenheit gab, weiterzureden.

»Ich habe Ihnen damals Ihren Willen gelassen, wir haben die Namen dieser Viecher mit allen von Ihnen gewünschten Strichen und Punkten gedruckt, und jetzt bringen Sie mir das hier? Abélard und Héloïse und diu hôhe minne?« Er wedelte mit meinen Blättern hin und her, als wollte er Mücken verjagen und sah mich drohend an. »Jetzt haben wir also nicht nur Striche und Punkte, jetzt haben wir gleich auch noch unverständliche Worte im Titel, na bravo!« »Diu hôhe minne, was um alles in der Welt soll das sein?«, rief er und war so rot im Gesicht, dass

ich schon befürchtete, er bekäme einen Herzinfarkt.

Ich habe ihm dann erklärt, dass das Mittelhochdeutsch ist und nicht »diu hōhe minne« ausgesprochen wird, sondern »dü hōhe minne«. Minne, das heißt im Neuhochdeutschen in etwa so viel wie Liebe.

»Na, wunderbar«, hat er mich unterbrochen, »also nennen wir das Ganze Abélard und Héloïse und die Liebe. Sie sind glücklich, ich bin glücklich, die Leser sind glücklich, perfekt! Warum machen Sie es nur immer so umständlich?«

»Gar nicht perfekt«, habe ich zu ihm gesagt. Ganz und gar nicht, sozusagen so unperfekt wie es nur geht, denn »Abélard und Héloïse und die Liebe« ist etwas ganz anderes als »Abélard und Héloïse und diu hōhe minne«. Hōhe minne wurde im Mittelalter eine ganz bestimmte Form der Liebe genannt: Ein Mann liebt eine Frau, eine adelige hochgestellte Frau, die ruhig auch verheiratet sein durfte. Er tut alles, damit sie ihn erhört, damit sie sein Werben wahrnimmt. Er singt Lieder für sie und schwärmt von ihrer Schönheit, er bittet und fleht darum, ihr dienen zu dürfen. Doch die Angebetete will ihn nicht, sie lehnt ihn ab und er weiß, dass sie von ihm nichts wissen will und dass sie ihn niemals lieben wird und trotzdem bleibt er ihr treu und liebt sie weiter. Hōhe minne bedeutet Liebesglück im Leiden zu finden, Erfüllung darin zu sehen, jemanden anzubeten, der einen ablehnt - das ist »die hōhe minne« oder Mittelhochdeutsch gesprochen »dü hōhe minne«, da kann man nicht einfach »Liebe« sagen, das passt nicht.

Das mit dem Leiden könne er nachvollziehen, hat mein Verleger gesagt und abgrundtief geseufzt. Wer mit mir arbeite, verstehe etwas vom Leiden, und dann hat er mir meinen Willen gelassen.